

Simon Bretschneider: *Wann haben Sie in Freiberg studiert, wie waren Ihre Kontakte zur lokalen Jazzszene?*

Klaus-Georg Heintze: Ich habe in den 1960er Jahren studiert, 1964 habe ich angefangen. Bis nach der Wende war ich in Freiberg. Mit der studentischen Jazz-AG war ich freundschaftlich verbunden, bis Anfang der 1980er Jahre. Dann war ich eigentlich nur noch Besucher des einen oder anderen Konzerts. Es ist ja auch so, dass die jüngeren Leute sich vom Geschmack her stilistisch anders orientieren. Ich habe ein bisschen das *Freiberger Jazzquintett* mit begleitet, mit denen bin ich längere Zeit freundschaftlich verbunden gewesen.

Welche Jazzstile interessieren Sie?

Mein Interesse galt und gilt der gesamten Jazzentwicklung mit besonderer Affinität zu Parker bis Coltrane. Mit Rockjazz und Free Jazz konnte ich mich weniger anfreunden, war aber natürlich auch bei der Organisation dieser Konzerte involviert. Wir machten gemeinsam Programme für eine möglichst breite Hörergruppe. Primär für die Studenten, aber auch mit Angebot für alle Interessierten aus der Region.

Seit den 1960ern gab es einen Jazzklub an der Bergakademie. Haben Sie den mit gegründet?

Gegründet habe ich den bestimmt nicht. Außerdem, was heißt Jazzklub? Da muss man das Verständnis dafür haben, wie so was zu DDR-Zeiten organisiert werden konnte. Es waren keine Klubs erlaubt, das war höchstens im Rahmen einer Arbeitsgemeinschaft möglich. Das heißt genau genommen, so was passierte nur als organisierte Einheit mit dem Segen von oben. Der Segen von oben war normalerweise die Partei. Für die jüngeren Leute war das dann die FDJ, deren Funktionäre darüber befanden, ob man das so machen konnte oder nicht. Dann hat ja die Frage „Jazz in der DDR“ und ihre Ausübung und ihre Verbreitung allerhand Wandlungen erfahren seit der Gründung der DDR. Das war nicht einheitlich. Das war auch territorial unterschiedlich, je nachdem, welche Köpfe in der Funktionärsriege jeweils das Sagen hatten. In Freiberg war es auch so. Nachdem ich mein Studium begonnen hatte, bin ich auf Leute gestoßen wie Günter Schulz. Da waren Aktivitäten im Gange, wurden auch schon Konzerte organisiert, zum Beispiel mit den *Jazzoptimisten Berlin*, *Jazz und Lyrik* mit Sellhorn, Biermann und so weiter. Ich habe dann angefangen mit zu organisieren und

habe das eine Zeit lang an der Spitze der AG gemacht. Schallplattenabende organisiert, Konzerte und die *Freiberger Jazztage*. Die Plakate wurden selber gemalt, selber verteilt, es war also alles Handarbeit von Enthusiasten.

Hatten Sie den Anstoß für ein Jazzfest bei der FDJ gegeben?

Es waren ja wie gesagt Mehrere beteiligt. Der Gedanke wurde geboren, ob man das nicht mal bündeln und nicht ein bisschen mehr machen kann als nur ein einfaches Konzert. Da gab es also auch innerhalb der FDJ-Leitung den einen oder anderen, der Verständnis dafür hatte. Die wollten ja auch, dass was passiert. Nicht nur öde Politveranstaltungen. Man wollte den jungen Leuten ja auch entgegenkommen, in gewissem Rahmen.

Mit wem haben Sie in der AG zusammengearbeitet?

Ich weiß noch, ab Mitte der 1970er Jahre gab es hauptamtliche Leiter des FDJ-Studentenclubs. Das war ein ganzes Kulturprogramm, was die zu verantworten hatten. Und mit denen habe ich eigentlich ein gutes Verhältnis gepflegt, freundschaftlich. Wir waren alle drauf und dran, ein Konzert zu organisieren, eine Band aufzureißen und finanzieren zu können.

Wissen Sie, das waren ja alles Probleme! Es musste genehmigt werden, wir brauchten für die Musiker natürlich eine Übernachtungsmöglichkeit. Das war ja nicht selbstverständlich, dass man das für acht oder sieben Leute hin bekam, so viele Hotels oder Pensionen gab es ja gar nicht. Und dann musste es natürlich bezahlt, allerhand Unterschriften eingeholt werden. Dann musste man die Werbung machen, teilweise mit Hand geschriebenen Zetteln und Plakaten, auch „Mund-zu-Mundbeatmung“ natürlich. In einer kleinen Stadt ist das ein bisschen einfacher als in einer großen. Und dann waren wir uns darüber im Klaren: Das, was wir dort betrieben, diese Organisation, war immer, ich will nicht sagen am Rand des Abgrunds, aber es war grenzwertig. Es war nicht allen Funktionären recht. Wir sind beobachtet worden, im und ums Konzert herum. Dass da irgendwie „Horch und Guck“ mit von der Partie war, wie auch immer, war uns klar. Und wir waren froh, wenn das ganze Ding heil über die Bühne ging.

Denken Sie, dass die Ablehnung des Jazz an einem Generationskonflikt gelegen hat?

Ich würde das nicht als Generationskonflikt bezeichnen. Es war das grundsätzliche Misstrauen der sozialistischen Obrigkeit gegenüber Eigeninitiativen. Und Eigeninitiativen kommen auch heute naturgemäß vor allem von jungen Leuten. Das ist logisch. Und je älter die Leute werden, um so mehr bewegen sie sich in konventionellen Bahnen. Außerdem hatte die Obrigkeit ja eine fürchterliche Angst vor westlichen Einflüssen. Auch ideologisch bedingt. Es war einfach so und ist für heutige Verhältnisse schwer zu beschreiben.

Die AG Jazz ist also nur wegen der Konzertorganisation zusammengekommen?

Ja. Außerdem haben wir Schallplattenabende gemacht. Es gab auch mal einen Vortrag von Werner Sellhorn oder Karlheinz Drechsel. Das ging manchmal über drei Ecken, weil wir kannten viele nicht persönlich, Telefon hatten wir auch nicht. Nach dem Vortrag wurde oft diskutiert, das lief alles nett und friedlich ab. Und ich habe auch später einen oder anderen kleinen Vortrag zu einem Jazzthema gehalten. Dorthin kamen 12 bis 40 Leute, je nach Thema und je nach Jahr, als Zuhörer und Diskutanten.

Wie oft haben Sie Vorträge gehalten?

Zwei dreimal im Jahr. Das war unterschiedlich und ist dann auch wieder eingeschlafen. Ist ja auch die Frage, ob die Leute das interessiert. In zunehmendem Maße konnten die jungen Leute ja auch andere Quellen anzapfen: Rundfunk oder Fernsehen. Die Reichweite der Westsender stieg, es gab auch mehr Bücher und Schallplatten, auf legalem oder illegalem Wege. Und dann wollten die auch nicht mehr unbedingt Vorträge hören oder belehrt werden, was die Jazzmusik ist. Die hatten ja auch andere Interessen. Das war einfach eine Zeit, wo die Leute heiß waren auf Information über Bereiche, die für sie Neuland waren. Wenn irgendjemand was zu erzählen hatte, was die anderen nicht kannten, sind sie hingegangen und haben es sich angehört. Das lockerte sich dann später. Wenn Sie heute einen Vortrag über Jazzmusik machen wollen, dann haben Sie einen leeren Saal. So ist das in den 1970ern langsam versandet. Es gab ja noch andere musikalische Richtungen, die unter jungen Leuten als ein bisschen aufmüpfiger galten als Bebop und Hardbop. Insofern war auch unsere Arbeit, Konzerte zu organisieren, Vorträge zu halten, was Temporäres, das war dem Zeitgeist geschuldet.

Sind die damaligen Jazzkonzerte in Freiberg mit den Festivals in Peitz vergleichbar?

In Freiberg waren das keine Happenings. Beim ersten Konzert kamen bloß die Leute aus der Umgebung, aus der Stadt. Das sprach sich dann ein bisschen herum, und die *Freiberger Jazztage* waren mindestens in Sachsen bei einem bestimmten Publikum mit einer bestimmten Geschmacksausbildung schon bekannt. Es war eigentlich eine ganz konventionelle größere Konzertreihe. In Peitz war ein völlig anderes Publikum. Die Leute, die dort ihr Happening machten, die waren zum Großteil nicht so sehr an der Musik interessiert. Die waren dran interessiert, dort was zu erleben, bestimmte Leute zu treffen, mal auch einen Schluck mehr zu nehmen. Auch mal auf die Verhältnisse zu schimpfen, im angeblich bekannten Umfeld. Wobei das natürlich immer gut beobachtet wurde. Waren sich viele nicht darüber im Klaren.

Wie war das Publikum in Freiberg?

Soweit ich das übersehe, war das ein geordnetes konventionelles Verhalten. Natürlich haben die Leute geklatscht, haben Zugaben gefordert, unter Umständen mit den Beinen getrampelt und so. Aber es hat nie irgendeinen Rahmen gesprengt. Gott sei Dank war das so, weil wenn das mal ausgefert wäre! Ich bin im Nachhinein immer noch froh darüber. Ich sage mal so, wenn Leute nach dem Konzert johlend nach Hause gezogen, ein paar Mülltonnen umgeschmissen und Krawall gemacht hätten auf der Straße, nach der Sperrstunde oder so, dann hätten wir bestimmt ein Jahr kein einziges Konzert mehr machen können. Dann hätten die gesagt, die Jazzmusik macht Krawall, Radau, fördert den Vandalismus. Da sieht man mal wieder, was die westliche Unkultur für einen negativen Einfluss auf unsere Jugend hat und pipapo, die ganzen Phrasen. Sie müssen immer bedenken, in einer Kleinstadt! In einer großen Stadt wie Leipzig, Dresden, Berlin wäre das nach ein paar Wochen egal gewesen. Weil da auch mehr Leute was zu sagen haben und es in der Partei ja auch gegensätzliche Strömungen gegeben hat. Aber in einer Kleinstadt wie Freiberg! Wenn das aus den Fugen geraten wäre, nur bei einem Konzert, wäre das für längere Zeit das Aus gewesen. Und das wussten die alle. Die waren ja nicht doof, die Studenten. Die waren sich dessen bewusst, dass sie primär zum Studieren hier waren und keine Lust hatten, ein Disziplinarverfahren an den Hals zu kriegen und eventuell von der Hochschule verwiesen zu werden. In einer kleinen Stadt sind die Wege kurz und viele kennen viele. Das Jazzpublikum konnte sehr wohl abschätzen wo die Grenzen waren, und das es jetzt etwas gab, was es vorher nicht gegeben hatte. Sie wollten das bewahren und nicht leichtfer-

Die 1960er und 1970er Jahre: Interview mit Klaus-Georg Heintze 16.01.2014

tig zur Disposition stellen.

Weitere Informationen auf: <https://populäre-musik-im-osten.de/> und <http://www.freiberger-jazztage.de/startseite.php>.



Dieses Werk ist unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International zugänglich. Um eine Kopie dieser Lizenz einzusehen, konsultieren Sie <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>.